

Guten Abend, meine Damen und Herren,

herzlich willkommen zum zweiten Abend der diesjährigen Liliencron-Poetikdozentur mit José Oliver, dem Liliencron-Dozenten 2019. Ein Hauch von Paradiesesluft hat mich umweht, nicht erst, als ich vor einigen Monaten die Gedichte von José Oliver zu lesen begann, sondern schon, als ich den Satz las, mit dem der Suhrkamp Verlag – gewiss nicht ohne Mitwirkung des Autors – den Dichter seinem Publikum in einem seiner Bücher, einem Essayband, vorstellte: „José F.A. Oliver wurde 1961 in Hausach im Schwarzwald geboren und lebt dort als freier Schriftsteller.“ Ich weiß nicht, ob es Ihnen jemals aufgefallen ist, wie sehr wir gewohnt sind, die beiden Komponenten des Ausdrucks „freier Schriftsteller“ als unlöslich zusammengeschmiedet zu begreifen. Und gewieft wie wir sind, können wir uns jederzeit den „freien Schriftsteller“ in den „Sklaven des Marktes“ übersetzen. Aber wie jede kleine Gedankenlosigkeit hat auch diese etwas falsch Fatalistisches. „José Oliver wurde 1961 in Hausach im Schwarzwald geboren und lebt dort als freier Schriftsteller.“ Ist es nicht, als wären die Scharniere, die „frei“ mit „Schriftsteller“ in diesem Satz verbinden, gelockert, die Fesseln losgemacht, weggenommen? Ist es nicht fast, als stünde da „und lebt dort als freier Mensch“? Frei von allem, wovon man in Hausach im Schwarzwald frei sein kann, frei z.B. von der Last einer Lebensgeschichte, von 1961 bis heute, von der der Satz in wundervoller Weise schweigt. Paradiesisch eben.

Die Gelenkigkeit in der Sprache, von der die Poesie José Olivers immer wieder Zeugnis ablegt, hat gewiss damit zu tun, dass dieser Dichter in zwei Sprachen, ja womöglich in dreien oder vieren, aufgewachsen ist: dem Spanischen und Andalusischen seiner Eltern, Großeltern und Vorfahren, und dem Deutschen und Alemannischen in Hausach im Schwarzwald, wo er geboren wurde, aufwuchs und heute lebt. Diese Gelenkigkeit ist im Werk von José Oliver überall spürbar. „Vater nahm sein Leben täglich.“ Das ist ein unscheinbarer Satz aus einem kleinen Essay, den José Oliver über seinen Vater geschrieben hat; ein Satz, der zugleich poetisch

vollständig und merkwürdig unvollständig ist, weil er verschiedene mögliche Ergänzungen in uns aufruft. Nahm er sein Leben täglich, wie man eine Medizin oder Nahrung zu sich nimmt? Nahm er es auf sich? Nahm er es, wie es kam, Tag für Tag, geduldig? Nimmt er es, um es aufzubewahren? Das steht nicht da, ebensowenig wie dasteht, dass er sein Leben im Zugriff nahm, wie etwas, das einem nicht gehört, oder in Besitz nahm, sich aneignete, resolut. Dieser Raum des Nichtgesagten und selbst des womöglich Nichtgemeinten, der sich hier auftut, ist alles andere als beliebig. Es sind präzise diese Möglichkeiten und andere nicht, an die wir mit diesem Satz erinnert werden; Paul Celan hat in diesem Zusammenhang von „Vielstelligkeit“ und „Präzision“ gesprochen, als von Dingen, die sich in der Poesie nicht ausschließen, sondern einander verlangen. Gestern abend, im Literaturhaus bei seiner Lesung, hat José Oliver als die beiden Dichter, mit denen er in der spanischsprachigen und in der deutschsprachigen Poesie am engsten im Dialog stehe, Federico García Lorca und Paul Celan genannt; das ist erkennbar für den Leser, das war gestern im Literaturhaus erkennbar.

Wenn man in Hausach im Schwarzwald geboren wurde und dort lebt, so heißt das nicht, dass man nicht in der Welt herumkommt. Auch davon war gestern im Literaturhaus etwas zu hören, aus Südamerika, aus Kairo und Alexandria, Istanbul, dem Baltikum, Finnland. „Finnischer Wintervorrat“ heißt ein Gedichtband von José Oliver, in dem die Geste des Sammeln, des sorgfältigen Einsammelns und Aufbewahrens wiederkehrt. Hier ist es der Dichter selbst, der „nimmt“. „Nimm vom Schnee das Ungesagte.“ – „10 ausdrücke für ihren *Schnee*/ hätten die Samen. Davon nehme ich das schneien/ & setze über in den winter *das ebenmaß des mondes* &/ die melancholie der erdenschaft.“ Die Melancholie der Erdenschaft: zu ihr geben Anlass die beiden durchaus gegensätzlichen Großprojekte der Menschheit, in die sie seit Jahrtausenden verwickelt ist: die Plünderung des Erdballs und die Anlegung eines geistigen Vorrats (zu dem auch die Poesie gehört). Melancholisch könnte einen stimmen, dass wir die Konkurrenz dieser beiden Großprojekte nicht wirklich einen Wettlauf nennen können, weil wir alle insgeheim wissen, wie es

ausgehen wird: nicht gut. Können wir uns aber nicht mehr trösten, so müssen wir klagen. So ist es mit den Menschen: die Unmöglichkeit des Trostes bedeutet die Möglichkeit der Klage. Gestern im Literaturhaus hat José Oliver mit seiner eindrucklichen Stimme einen alten andalusischen Klagegesang gesungen. Ich, wie manch anderer, der des Spanischen nicht mächtig ist, habe nicht verstanden, was da geklagt wurde. Aber die Klage ist ja, anders als die Poesie, diejenige sprachliche Form, bei der es auf das Verständnis nicht ankommt. Man kann nicht missverstehen, dass in der Klage geklagt wird, und mehr muss man auch nicht verstehen.

Vielleicht finden Sie, dass von der anfänglichen Paradiesesluft, die ich in der Poesie José Olivers zu finden meinte, inzwischen wenig übriggeblieben ist. Aber täuschen Sie sich nicht. In dieser unparadiesischen Welt, die in der Poesie zur Sprache gebracht wird, in der man klagen muss, weil Trost unmöglich ist, gibt es eine gewisse Unzerstörbarkeit, über die Franz Kafka uns den wahrlich denkwürdigen Satz überliefert hat: „Wenn das, was im Paradies zerstört worden sein soll, zerstörbar war, dann war es nicht entscheidend; war es aber unzerstörbar, dann leben wir in einem falschen Glauben.“ Wie hoffnungsvoll: wenn wir langsam und geduldig an der Zerstörung unseres falschen Glaubens arbeiten, werden wir des Unzerstörbaren schon inne werden. Oder wie José Oliver sagt: ‚nahmen sie ihm die Seele/ am tag der Geburt‘ & konnten doch nur/ die fensterläden schließen. Nicht das innere der seele.“

Sie werden bemerkt haben, meine Damen und Herren, dass ich bislang eine gewisse biographische Askese im Hinblick auf José Oliver habe walten lassen. Ich durchbreche sie nun, um Ihnen doch noch zu sagen, dass José Oliver in den letzten Jahrzehnten zahlreiche Gedicht- und Essaybände und Übersetzungen veröffentlicht hat, die ich Ihnen jetzt nicht alle aufzählen werde. Und natürlich ist er auch, bevor wir ihn nun in Kiel mit der Liliencron-Dozentur geehrt haben, mit Preisen und Ehrungen bedacht worden, die ich Ihnen jetzt ebenfalls nicht alle

aufzählen werde, auch wenn ich gerne und insbesondere unter diesen Preisen auf den Adelbert-von-Chamisso-Preis (1997) und den Hebel dank des Hebelbundes Lörrach (2016) aufmerksam mache. In Hausach hat er ins Leben gerufen und organisiert er seit 1998 den Hausacher LeseLenz, eine Veranstaltung, die klein anfang, sogar sehr klein und sich unter seiner Ägide und seinem Engagement zu einem der bedeutendsten europäischen Literaturfestivals ausgewachsen hat und Anlass für viele geworden ist, einmal eine Reise nach Hausach im Kinzigtal im Schwarzwald zu tun. Und er arbeitet gerne und intensiv mit Schulklassen und Kindern zusammen, und das ist ihm wichtig.

Meine Damen und Herren, anders, als Sie das in unserer sonstigen Ringvorlesung gewohnt sind, gibt es heute nach dem Vortrag Gelegenheit zur Diskussion. Frage und Antwort, Rede und Gegenrede, Austausch und Geplauder: José Oliver war schon gestern im Literaturhaus sehr auskunftswillig, und er ist es heute wieder. Aber jetzt freuen wir uns erst einmal auf deine Poetikvorlesung, lieber José.

Prof. Dr. phil. Bernd Auerochs, Christian Albrechts-Universität zu Kiel, Januar 2019.